Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 50

Artikel: Ein Wandertag [Fortsetzung]

Autor: Hesse, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645723

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 50 — X. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 11. Dezember 1920

Lieder an zwei Schwestern.

Von Walter Dietiker.

An die Lichte.

Des Himmels lichte Farbe
Trägt leuchtend dein Gewand,
Und um den Kranz der Haare
Schlingt sich ein blaues Band.

Und deine Augen sagen,
Daß du der Frühling bist
Und daß, allwo du wandelst,
Der Sonne Lachen ist.

Soll Menschen Freude werden,
Du wandelndes Gedicht,
So schreite leis vorüber —
Denn du, du bist das Licht.

An die Dunkle.

Du bist der samtne Himmel,
Von Sternen übersprüht;
Du bist das tiefe Wasser,
Auf dem die Sonne glüht.

Du bist im goldnen Ringe
Der funkelnde Rubin;
Du bist die Sphinx im Walde,
Zu der die Nymphen ziehn.

Du bist die dunkle Rose,
Bist Lied und Melodei —
Als ob in deiner Seele
Ein Spiel von Harfen sei.

Ein Wandertag.

Erzählung von Hermann Hesse.

Wieder hatten die Fremden zugehört, gelächelt und einander zugenickt, und nun trat der „Lord" zu der kleinen Gesellschaft herüber und sagte: „Da wir bei so naher Nachbarschaft unsre Unterhaltungen doch nicht wohl isolieren können, bitte ich um die Erlaubnis an Ihrer teilzunehmen." Der Appenzeller zog den Hut, die Freunde standen auf und verbeugten sich, und mit ihrer Hilfe wurden die beiden Prunksessel herbeigetragen und die Lager vereinigt.

„Wer die Herren sind, weiß ich nun schon," sagte der Fremde höflich in seiner spitzen, feinen nordischen Sprache. „Von uns beiden ist nicht viel zu sagen. Ich komme aus Bremen und bin weder ein Gelehrter noch gar ein Künstler, sondern nur ein Kaufmann. Ich habe Geschäfte in Mailand, und da meine Tochter viel von Italien gehört und große Lust zu der Reise hatte, nahm ich sie mit und wählte diesen schönen Weg. Im Vorübergehen kann ich mir dann auch die Stadt Chur besehen, wo ein alter Freund von mir, ein Graubündener, sein Geschäft und seinen Wohnsitz hat. Mit dem bin ich vor vielen Jahren in Ostindien gewesen."

„Wohl, da sind Sie schon ein gutes Stück umeinand gefahren," anerkannte der Schiffsmann, und man sprach darüber, wie wunderlich Menschen sich treffen, verlieren und wieder begegnen können, wozu jeder irgendein Beispiel zu erzählen wußte.

Der Philologe kam mit seinem Senator in ein lebhaftes Gespräch, dem auch die andern zuhörten und worin die Lebenserfahrung des alten Kaufmanns der Fragelust und Belesenheit des Kandidaten lustig die Wage hielt. Der Maler hielt sich ganz ruhig und schaute in die glänzende Weite, an der Bremerin vorüber, und wenn er den Blick nur ein wenig neigte, konnte er ihren im Blauen ruhenden Kopf und ihr seitwärts abgewendetes Gesicht betrachten, von welchem sie den Schleier weggenommen hatte und das mit bräunlicher Blässe unter dunkelblonden Haaren gleich-

mütig vor seinem entzückten Auge stand. Er sah die vornehme Haltung des schmalen Nackens, die starke Braue über dem ernsten Auge, die feine schlanke Nase und den dünn geschnittenen, kräftig roten Mund. Dies alles war ganz anders als er sich eine Schönheit von der Nordsee vorgestellt hätte, aber es war, im ganzen und einzelnen überaus schön. Er bewunderte ihre feine, freie Haltung und die Noblesse ihrer Bewegungen, er bewunderte den stillen Gleichmut, mit dem sie an den Gesprächen vorbei den klugen Kopf in die schöne Landschaft wendete, er bewunderte die Ruhe, Kühle und wohlabgemessene Form einer reichen, wohlerzogenen, reise- und weltgewohnten Dame. Und dennoch rührte ihn etwas an ihr, als müsse er zärtliches Mitleid mit ihr haben, die ihm so weit überlegen war und gewiß in ihm nichts anderes sehen konnte, als einen jungen, unfein gekleideten, schüchternen Menschen, der seine erste Reise macht. Was ihn so rührte, war vielleicht der leise Widerspruch zwischen ihrer damenhaft vollendeten, kühl beherrschten Erscheinung und ihrer großen Jugend. Er selber, der neben ihr so schülerhaft und schlechthin nichtig saß, war gewiß wohl drei, vier Jahre älter als sie.

Am jenseitigen Ufer leuchteten Städte im Grünen, in den Bergen brodelte Wolkendunst. Möwen strichen über das Schiff hinweg und stießen zuweilen kurze, scharfe, wunderlich unharmonische und erregende Schreie aus.

Während die Unterhaltung eine Weile ruhte, hörte man fern vom Lande, aus den Bergen her, mehrmals einen vollen, melodisch reinen Jodler tönen und über dem stillen Wasser verklingen.

„Hast du gehört?" rief der Kandidat begierig. „Das war gejodelt, von der Schweiz her!" Nicht wahr, Schiffsmann?"

„Jawohl," lächelte der alte Mann. „Haben Sie das noch nie gehört?"

„Nein, wir hören es zum erstenmal. Wie das klingt!"

„Nun, wenn Sie dergleichen so gern hören, dann wenden Sie sich nur an meinen Freund Tobler da. Der ist ein Appenzeller und versteht die Sache."

Nun wurde der Appenzeller, der sich während der Gespräche bisher in bescheidenem, doch aufmerksamem Schweigen verhalten hatte, von den drei Reisenden lebhaft gebeten, seine Kunst doch einmal hören zu lassen.

„Nun ja," lachte er munter, „wenn es nicht zu grob ist und das Fräulein nicht verdrießt!"

„Was sagst du dazu, Christa?" fragte der Bremer. Und da sie lächelnd nickte und nun auch ihrerseits den Schweizer bat, stand dieser auf, trat ein wenig zur Seite und begann einen Jodler. Er ließ den Ton anschwellen, sich überschlagen, langsam hinklingen und eilig sprudeln, klagen und wild frohlocken, daß das ganze unendliche Seetal davon erfüllt schien.

Alle lauschten verwundert und eigentümlich ergriffen; der sonderbare Gesang war so urtümlich und dabei so abgemessen kunstvoll, so vom Sinn eines fröhlichen, doch trotzigen Hirtenvolkes erfüllt, als käme er aus alten Jahrhunderten herüber, und paßte doch in den Tag und in die Landschaft wie Seeblau, Sonne und Wolkenspiel.

Noch einmal hob der Appenzeller an: eine verschlungene, vielfältige, rasche Tonfolge, die zuweilen ein völlig wilder, raubvogelartiger Schrei durchriß, und endete melodisch in langen, abschwellenden Klagetönen. Darauf setzte er sich ruhig an seinen vorigen Platz zurück und gab auf die Lobreden der Zuhörer nur durch ein bescheidenes stilles Lächeln Antwort.

Das Fräulein schien ein besonderes Gefallen an dem Getöne zu haben. Ihr Vater nickte ihr fröhlich zu und meinte: „Nirgends tönt doch ein rechter Gesang besser und würdiger als auf dem Wasser. Schade, daß wir nicht alle Sänger sind!"

Hier zwinkerte Jonas Finckh dem Maler Weizsäcker bedeutsam zu. Der winkte errötend und abwehrend zurück, jedoch zu spät, denn schon wandte sich jener gegen die Fremden und bat für den Freund und sich um nachsichtiges Gehör für ein einfaches Lied. Kunstmäßige Sänger seien sie freilich nicht, und es könne keiner von ihnen Triller schlagen, aber an schönen einfachen Volksweisen hätten sie immer ihre Lust gehabt und manche oft miteinander gesungen.

„Welches denn?" fragte Gustav schüchtern. Als aber Jonas ein derbes altes Scholarenlied vorschlug, als das am besten auf sie beide und ihren Zustand passende, wehrte der Maler entrüstet ab und fing, um allen Widerspruch zu vereiteln, nun selber unversehens an zu singen:

Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
In fremde Land dahin.

Es zeigte sich, daß der schweigsame junge Mensch nicht auf den Mund gefallen sei, wenn es ans Singen ging. Vor sich niederschauend, sang er mit einem festen, schönen Tenor die alte, choralmäßige Weise sicher und kraftvoll durch, der Philolog nahm die zweite Stimme auf sich und das herrliche Lied konnte sich auf diese Art recht wohl hören lassen.

Der Maler hätte dem Liede noch zwanzig Verse statt der bloßen dreie gewünscht, er blühte im Singen auf und hatte dabei ein köstlich zartes Gefühl des Glückes, als sei sein Gesang einzig an die schöne Nordländerin gerichtet und ein Gruß und Bekenntnis an sie. Und als er am Schlusse sang: „Bis daß ich wieder kumm", da wollte ihm das Wort im Halse bleiben und im Herzen wehtun. Denn wie lange noch, so mußte dies Schiff an den Strand stoßen, so fuhr der Schiffer heimwärts, die schöne Liebe in ihrem Wagen davon, er selber zu Fuße einen andren Weg, und alles ging in alle Winde auseinander und war, als wäre es nie gewesen!

Vorerst jedoch war der holde Augenblick noch Gegenwart, und ihm ward das Glück, ein leises Echo seines Liedes auf dem Gesicht der schönen Dame wahrnehmen zu dürfen. Den mündlichen Dank überließ sie zwar ihrem Vater, der sogleich um ein neues Lied bat, doch war die Fremdheit und Kälte einigermaßen von ihrem Gesicht gewichen und sie blickte zu ihm, den sie bisher durch ihre strenge Vornehmheit in einer eisigen Ferne gehalten hatte, ganz freundschaftlich, anerkennend und dankbar herüber. Der Maler fühlte zwar wohl, daß sie auch so noch ihn keineswegs für ihresgleichen ansehe, doch war immerhin die Starrheit gebrochen und eine Art von menschlichem Verstehn und wohlwollendem Geltenlassen möglich.

Nun hätte er noch manche schönen zarten Lieder gewußt, die er ihr gar zu gerne alle gesungen hätte, allein Jonas Finckh bestand diesmal darauf, es sei genug der Rührung und es müsse nun auch etwas Lustiges an die Reihe kommen. Damit waren auch der Schiffer und der Ostschweizer einverstanden, und so sangen die beiden denn ein kräftiges Studentenlied von Bier und Schlägerklappern und Schulden, das dem Maler nicht vom Herzen, doch flott und munter von den Lippen kam. Und diesmal lachte die Schöne und klatschte in die Hände und zeigte ein fast unbändiges Vergnügen. Aber so wohl es ihm tat, daß sie Freude hatte und ihm Beifall gab, der vorige nachdenkliche Blick war ihm doch weit lieber gewesen. Jetzt war plötzlich die Schranke wieder da, und er nahm es so, als lache sie nicht allein über das Lied, sondern ebenso über die Sänger, die sie für windige Studentlein und drollige Tunichtgute halte.

Jener letzte Passagier, der vorne auf den Säcken geschlafen hatte, kam jetzt ermuntert hinzu und zog den Appenzeller in eine geschäftliche Unterhaltung. Die Bremer rückten mit ihrem herrschaftlichen Gestühle wieder ein wenig beiseite, wenn schon nicht in die frühere Unnahbarkeit zurück.

Drittes Kapitel.

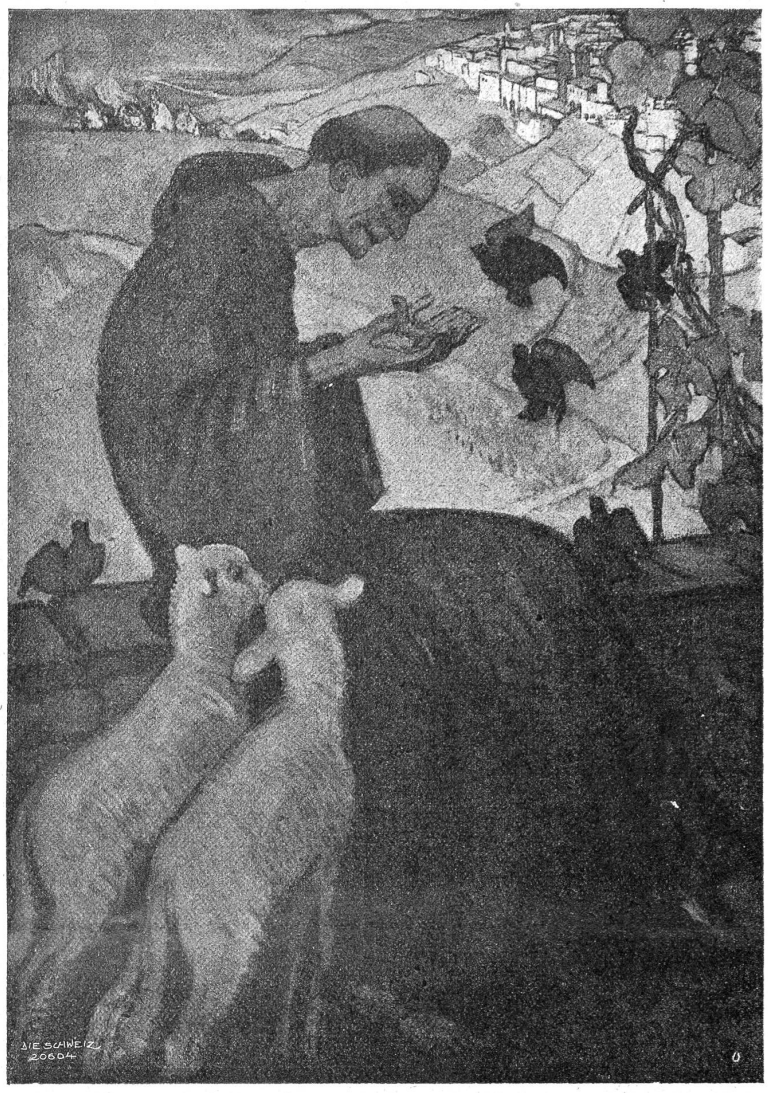
„Es ist ein sonderbares Gefühl," sagte Finckh zum Bremer, „so auf Reisen eine kleine Weile mit ganz fremden Menschen beisammen zu sein, die man vermutlich niemals wieder sehen wird."

Der Kaufherr nickte mit Lächeln: „Ja, das ist auf Reisen nicht anders. Da muß man lernen, sich ineinander zu schicken und womöglich aneinander zu freuen, und darf aus keiner Begegnung mehr als den augenblicklichen Nutzen ziehen wollen."

Dies war freundlich und vollkommen absichtslos gesagt. Nur der junge Maler, in der mißtrauischen Empfindlichkeit der Verliebten, wollte darin eine Mahnung und Warnung des Alten wittern, als fürchte dieser, sie möchten die Gunst dieser Reisebekanntschaft etwa mißbrauchen und ungebührlich zu verlängern trachten.

„Mir erscheint," sagte er langsam, „da ich ein Maler bin, der gegenwärtige Augenblick wie ein sehr schönes Gemälde. Der herrliche See, die fernen Alpen, die grünen Hügel in der Sonne — und um sich ein Vergnügen zu machen, hat nun heute der Herrgott nicht nur einen extraschönen Tag geschaffen, sondern auch noch auf diesem Schiff ein paar Menschen zusammengeführt, die das Schöne lieben und zu genießen wissen. So sind denn diese paar Stunden unsrer Seefahrt, die ich nie vergessen will, wie ein schönes, in sich vollkommenes Bild, das man wohl im Gedächtnis behalten mag, das aber — wie jedes Bild — eben nur einen einzelnen, losgelösten Augenblick darstellt. Es ist reine Gegenwart, durch keine vergangenen Beziehungen und durch keine Absicht oder auch nur Hoffnung auf künftige gestört."

Etwas verwundert hörte der freundliche Herr diese unerwartete Rede des bisher schweigsamen Jünglings an. Dann gab er mit einer höflichen Gebärde zur Antwort: „Sehr gut, Herr Künstler. Ich habe Sie, wie ich hoffe, so ziemlich verstanden und will Ihnen gerne recht geben. Uebrigens können Sie mit unserer Fahrt guten Gewissens zufrieden sein, da Sie nicht nur genossen, sondern als Sänger ebensoviel gegeben haben. Ich dagegen kann mir nicht verhehlen, daß ich in diesen Stunden zwar viel Schönes genossen, doch nichts geleistet habe."



Fritz Gilsi, St. Gallen. Der heilige Franziskus, Oelgemälde.

Die Jünglinge unterbrachen ihn mit einigen abwehrenden Höflichkeiten, und namentlich der Maler war keineswegs der Meinung, auf dieser Wasserreise weniger empfangen als gegeben zu haben. Doch wagte er diese Ueberzeugung, die in einen Preis des schönen Mädchens hätte austönen müssen, nicht kundzugeben.

„Nun," fuhr der alte Herr fort, „jedenfalls möchte ich mir die einzige Gelegenheit, Ihnen meine Dankbarkeit und gute Gesinnung zu zeigen, ja nicht versäumen, und bitte die Herren, uns nach der Ankunft am Lande noch bei einer fröhlichen Mahlzeit Gesellschaft zu leisten."

Weizsäcker war, so sehr ihn die Aussicht auf eine weitere Stunde in des Fräuleins Nähe verlocken wollte, durch seine Abschiedsgedanken schon allzu tief in Selbstquälerei versunken, als daß er freimütig hätte einschlagen und sich

Kaysersberg.

freuen können. Hatten sie durch ihren Gesang den Herrschaften eine Freude machen und sich ihrer Gesellschaft wert erweisen können, so sollte ihnen dies Vergnügen jetzt nicht durch ein Mittag- oder Abendessen abgekauft werden. Es schien ihm, dadurch gäbe er der schönen Fremden gar vollends das Recht, ihn mit Geringschätzung als einen armen Schlucker und fahrenden Schüler anzusehen. Darum gab er durch seine Antwort von neuem Anlaß zur Verwunderung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Herbstwanderung im Elsaß.

Von Fr. Vogt.

I. Im Kaysersberger Tal.

Als der alte Balthasar Han in seinem „Seelzagenden Elsaß" den Reichtum seiner schönen Heimat so recht eindringlich schildern wollte, tat er es mit den Worten:

„Drey Schlösser auf einem Berge,
Drey Kirchen auf einem Kirchhofe,
Drey Städt' in einem Thal,
Drey Ofen in einem Sahl,
Ist das gantz Elsaß überall!"

Er ließ sich wohl nicht träumen, daß er damit ein geflügeltes Wort präge, das sich Jahrhunderte halte. Aber noch immer schauen aus waldiger Höhe drei romantische Schlösser auf's alte Städtchen Rappoltsweiler. Die drei Kirchen standen weiland zu Reichenweier, einem wunderhübschen, altertümlichen Städtchen mitten im feuchtfröhlichen elsässischen Weinland, auf einem Friedhof, und ihre Glocken läuteten alle Tage ihr frohes „Vinum bonum, vinum bonum" ins weite Rebland hinaus. Die drei Städtchen endlich findet der Wanderer am Talausgang von Kaysersberg, nämlich Kaysersberg, Ammerschweier und Kienzheim. Und allerliebste alte Städtchen sind sie alle geblieben, trotz der vielen Stürme, die im Laufe der Jahrhunderte über sie dahingebraust sein mögen, Städtchen, in welchen man sich sofort heimisch fühlt, in welchen jeder Winkel anheimelnde Gemütlichkeit früherer Jahrhunderte atmet.

Gerade in diese Gebiete, die dem Chronist Balthasar Han vorschwebten, brachte mich meine Herbstwanderung. Und, um es gleich vorweg zu nehmen: Es waren prächtige Tage, voll inneren Erlebens. Der Oktober hatte seine schönste Farbenpracht auf Feld und Flur gezaubert. Tag für Tag strahlte die Oktobersonne wohlige Wärme vom klarblauen Himmel, wenn sie mit den Morgennebeln fertig geworden war.

Von Kolmar nach Schnierlach (Lapoutroie) im Tal der Béchine fährt ein höchst gemütliches Bähnchen. Das kennt in unserer jagenden, hastenden Welt den Wert der Zeit noch nicht, oder schätzt ihn wenigstens gering ein. Es kümmert sich wenig drum, ob's eine halbe oder ganze Stunde früher oder später ist und hat auch dann immer noch Zeit, da und dort dem Reisenden Gelegenheit zu einer Landschaftsbetrachtung zu geben, auf daß man nicht versucht

Altes Haus in Kaysersberg.